

Christine Holste

Jüdische Architektur und Identität – einige Bemerkungen zur neueren Diskussion

Architektur als Bedeutungsträgerin kann sich gesellschaftlichen Zuschreibungen nicht entziehen. Ihre Wirkung beruht auf verschiedenen, miteinander kommunizierenden Symbolebenen. So kann sie zum Beispiel integrieren oder auch der gesellschaftlichen Segregation dienen: Der Architekt, meint der Schriftsteller Kazimierz Brandys und zieht damit die Parallele zu den altisraelischen Propheten, „warnt nicht durch lärmende Prognosen, sondern zeigt den Stand der Dinge.“¹

Zugleich ist seine Aufgabe die austarierende Vermittlung zwischen den Zeiten und Bauformen: „Nicht die Archäologen allein [...], die Architekten sind diejenigen, die das Gespräch der Vergangenheit mit der Zukunft, den Dialog der Toten mit den Lebenden formal bewältigen und in Architektur umsetzen müssen.“² Der jüdische Avantgardearchitekt Josef Frank (1885–1967)³ radikalisierte unter dem Eindruck der Zerstörungen des Ersten Weltkriegs die Frage nach seinen berufsspezifischen Aufgaben in diesem Sinn und verfasste 1931 einen programmatischen Essay mit dem Titel *Architektur als Symbol. Elemente deutschen neuen Bauens*. Frank wollte der geschichtspolemischen Zweckkunst der Moderne eine Auffassung entgegensetzen, die – allen Atavismen abhold – die *Architektur* seit ihren antiken Anfängen zur Trägerin und *Gestalterin kollektiver zeitpräsender Symbole*, gleichsam zum „formgewordenen Schlagwort“, erklärte⁴.

Von einer genuin „jüdischen Architektur“ war in diesem Essay freilich nicht die Rede, wohl aber von einem spezifischen Selbstbewusstsein, dem bis zur

1 Zit. nach Bartetzko, Dieter: *Architektur und Integration*. Zu viel Istanbul, zu wenig Duisburg. In: FAZ, 9.12.2009; s. a. Ebach, Jürgen: *Intellektuelle als Propheten – Propheten als Intellektuelle*. In: Was ist ein Intellektueller. Rückblicke und Vorblicke. Hrsg. von Richard Faber. Würzburg 2012. S. 21–38.

2 Oexle, Judith: *Der Dresdner Altmarkt – drunter und drüber*. In: *Stadt Bauwelt* 12, 29.3.1996. S. 653.

3 Frank, Josef: *Schriften/Writings*. 2 Bände. Hrsg. von Tano Bojankin, Christopher Long u. Iris Meder. Wien 2012; schon 1910 war Josef Frank dem Deutschen Werkbund beigetreten. Zusammen mit Oskar Strnad begründete er die „Wiener Schule“ der Architektur. Im Juni 1928 gehörte er neben Le Corbusier, Max Haefeli, Gerrit Rietveld, Siegfried Giedion und Hugo Häring zu der Gruppe Architekten, die auf Anregung von Hélène de Mandrot in La Sarraz zusammenkamen, um die *Congrès Internationaux d'Architecture Moderne (CIAM)* zu gründen. S. a. Spalt, Johannes u. Czech, Hermann: *Josef Frank 1885–1967*. Wien 1981.

4 Hier zit. nach Frank, Josef: *Architektur als Symbol. Elemente deutschen neuen Bauens*. Wien 1981 (Nachdr. der Ausg. Wien 1931). S. 10, 15 und S. 11: „Das architektonische Symbol, einmal verständlich geworden, ist ein formgewordenes Schlagwort. Wir können deshalb den Stil einer Zeit eine Sammlung ihrer Symbole nennen.“ Josef Frank galt z.B. Fritz Langs Film *Metropolis* als Teil des zeitadäquaten Symbols der 20er Jahre (S. 13).

Gegenwart reichenden „vorderasiatisch ägyptischen Kulturkreis“ anzugehören, der alles gegenwärtig Lebendige aufnehmen kann und seine eigene Veränderung beständig anstrebt. Zwei Jahre später, als sich der Österreichische Werkbund von seiner sozialistisch-jüdischen Richtung löste und zunehmend antisemitische Positionen vertrat, bewog dies Josef Frank und seine Frau, noch zur Jahreswende 1933/4 von Wien nach Stockholm zu emigrieren. Zwischen 1942 und 1946 lebten beide im New Yorker Exil, wo Josef Frank ein bedeutender Designer, Architekturschriftsteller und einer der bekanntesten Dozenten der New School for Social Research wurde.

Josef Franks *Architektur als Symbol* ist unter den Schriften der architektonischen Moderne sicher eine Ausnahme, wie die dem Weltkrieg entgegengestellten dynamischen Architekturvisionen des jüdischen Architekten Erich Mendelsohn (1887–1953), die seinem zwischen 1919 und 1921 realisierten Potsdamer Einstein-Turm vorausgingen, eher Ausnahme (weil Ausdruck einer hoch individuierten Künstlerpersönlichkeit) waren. Dagegen steht der allgemeine *Bruch der Moderne mit dem Kanon überlieferter Bauformen* – in Manifesten, Ausstellungen und ausgeführten Bauprojekten ausgiebig demonstriert – außer Zweifel. Wenn also seit Beginn des 20. Jahrhunderts die Moderne Funktionalität und Typisierung zunehmend auf ihre Fahnen setzte und die Verabschiedung von der Geschichte im Sinne einer *tabula rasa* als „Kultur des Vergessens“ (Nietzsche)⁵ proklamierte, haben wir uns heute – damit u.a. auf den Spuren Josef Franks – gerade im Bereich jüdischer Architektur mit dem Phänomen einer Zweiten Moderne und ihren wiederentdeckten imaginationsanregenden Begriffen von „Erinnerung“ und „Gedächtnis“ auseinanderzusetzen, die einhergeht mit herausragenden Beispielen neuer Baukunst, neuer Materialästhetik und einer außerordentlich differenzierten *Symbolsprache*⁶: Den Beginn markierte Daniel Libeskind (geb. 1946 in Lodz) für Osnabrück entworfenes Felix-Nussbaum-Haus (1998, erweitert 2011)⁷, gefolgt vom Berliner Jüdischen Museum (1989–1999), Libeskind's frühest ausgeführtem, heute international vielleicht bekanntestem Museumsbau der Stadt⁸,

5 S. Friedrich Nietzsches Dionysos-Dithyramben, die Zweite unzeitgemäße Betrachtung und deren grundsätzliche Retraktation in *Zur Genealogie der Moral*; vgl. auch: Weinrich, Harald: *Lethe Kunst und Kritik des Vergessens*. München 1997. S. 160–168.

6 So auch das Thema der Konferenz „Geschichtsbilder in der Architektur 20./21. Jahrhundert“ im Deutschen Architekturmuseum Frankfurt vom 8.11.–9.11.2012 unter der Leitung von Prof. Dr. Kai Kappel (Humboldt-Universität zu Berlin), Prof. Dr. Matthias Müller (Johannes Gutenberg-Universität Mainz) und Dr. habil. Wolfgang Voigt (Deutsches Architekturmuseum Frankfurt am Main).

7 Rodiek, Thorsten: *Daniel Libeskind – Museum ohne Ausgang. Das Felix-Nussbaum-Haus des Kulturgeschichtlichen Museums in Osnabrück*. Tübingen 1998.

8 Libeskind hat zentrale Stichworte (so die Topographie der Leere) und sein Verhältnis zur Stadt reflektiert in: Libeskind, Daniel: *Kein Ort an seiner Stelle. Schriften zur Architektur – Visionen für*

dann von Mario Bottas (geb. 1943 im Tessin) zwischen 1996 und 1998 in Tel Aviv errichteten Cymbalista Synagoge⁹ (Abb. 1) und weiteren jüdischen Einrichtungen. In Deutschland zählt zu ihnen nicht zuletzt die Berliner Heinz-Galinski-Schule (1992–1995)¹⁰ (Abb. 2) des in Polen geborenen israelischen Architekten Zvi Hecker (geb. 1931) und sein geometrisch austariertes Jüdisches Gemeindezentrum in Duisburg (1996–1999) mit seinem von Dani Karavan entworfenen „Garten der Erinnerung“. Auch die 2011 fertiggestellte, auf dem Grundriss eines Ovals errichtete Speyerer Beith-Schalom Synagoge (2008–2011) des Architekten Alfred Jacoby (geb. 1950), als „Haus des Friedens“ gelegen neben dem ersten mittelalterlichen Siedlungsplatz und Friedhof der Speyerer Juden, wäre hier zu erwähnen (Abb. 3): Speyer, Worms und Mainz gelten als die drei bedeutendsten frühmittelalterlichen jüdischen Gemeinden Deutschlands und wurden nach ihren hebräischen Initialen „kehilot Shum“ die SchUM-Städte genannt¹¹, die zwar aufgrund integrationsfreundlicher Erlasse geistlicher Fürsten im Mittelalter die Identität jüdischer Gemeinden im Rheingebiet stärkten, gleichzeitig jedoch von der jüdischen Liturgie in Trauer wegen ihrer im Jahr 1096 von den Kreuzfahrern ermordeten Märtyrer erinnert werden. Bemerkenswert ist im Speyerer Fall, dass die ehemals katholische Hallenkirche St. Guido zum an den Synagogen-Neubau angrenzenden jüdischen Gemeindezentrum umgebaut wurde.¹² Die Liste der Beispiele ließe sich beliebig erweitern, wobei alle einschlägigen Bauten miteinander gemein haben, dass sie aus einem neuen Selbstbewusstsein heraus eine *zeichenhafte Symbolsprache* entwickeln, die architektonische, biblische und historische Bezüge herstellen will und gleichzeitig den Blick offen lässt für künftige Entwicklungen, für

Berlin. Basel 1995; zum Berliner Museumsbau s. Dorner, Elke: Daniel Libeskind Jüdisches Museum Berlin. Berlin 1999; s.a. Wagner, Kirsten: Räume gegen das Vergessen – Architektur als Medium der Erinnerung. In: Die verborgene Spur. Jüdische Wege durch die Moderne im Felix-Nussbaum-Haus Osnabrück. Ausstellung vom 7.12.2008–2009. Hrsg. v. Prof. Dr. Martin Deppner in Kooperation mit Karl Janke, mit Beitr. von Martin Roman Deppner u.a. Bramsche 2008. S. 48–73.

9 Botta, Mario: The Cymbalista Synagogue and Jewish Heritage Center. Mailand 2001.

10 Kristin Feireiss (Hrsg.): Zvi Hecker: Die Heinz-Galinski-Schule in Berlin, Tübingen Berlin 1995.

11 Benannt nach den Anfangsbuchstaben der hebräischen Namen Schpira – Warmaisa – Magenza: jede dieser Städte erlangte als Zentrum jüdischer Kultur überregionale Bedeutung; Speyer sorgte durch politische Einflussnahme für Privilegien und den Schutz der Juden, Worms war berühmt für seine Hochschule mit herausragenden Lehrern, Mainz war die Stadt der jüdischen Bankiers mit starker Finanzkraft; s.a. Michael Huyer: Mittelalterliche Judengemeinden am Rhein. Die SCHUM-Städte, hrsg. von der Landeszentrale für Politische Bildung Rheinland-Pfalz 2004.

12 Die Priester des katholischen Konvents hatten sich hier 1935 einen fast fensterlosen Kirchenraum erbaut, der sie im Gebet von der Ungesetzlichkeit der damaligen Außenwelt abschirmen sollte, s. die Broschüre: Einweihung der Synagoge Beith Schalom 9. November 2011. Hrsg. von der Jüdischen Kultusgemeinde der Rheinpfalz und Stadt Speyer. Speyer 2011. S. 22.



Abb. 1: *Cymbalista Synagoge* Universität Tel Aviv, Architekt: Mario Botta (1996–98). Der zweitürmige festungsartige Bau enthält Anspielungen auf den Tempel Salomons und symbolisiert architektonisch die Fundamente jüdischer Religion.



Abb. 2: *Heinz-Galinski-Schule* Berlin-Grunewald, Architekt: Zvi Hecker (1992–95). Das Schulgebäude wurde konzipiert als sich entfaltende Sonnenblume, Hecker verfolgte mit seiner Fragmentierung die Idee einer Schule als Stadt.



Abb. 3: *Beit-Schalom Neue Synagoge* Speyer, Architekt: Alfred Jacoby (2008–11) Um eine Ausrichtung nach Jerusalem zu erreichen, wurde der Baukörper aus der Achse des Gemeindehauses herausgedreht, die eingelassenen Schrifttafeln der Außenseite verweisen auf die Zehn Gebote.



Abb. 4: *Mahnmal Gleis 17* Berlin-Grunewald, Architektenteam: Wandel Hoefer Lorch & Hirsch (1998). Das Monument der Betonmauer mit den Negativabdrücken menschlicher Körperformen wurde von Karol Broniatowski (1991) geschaffen, Kernelemente des Mahnmals sind die chronologisch geordneten und in Schotter gebetteten 186 Stahlgußobjekte. Direkt an der Bahnsteigkante sind Datum des Transports, Anzahl der Deportierten, Abgangsort und Bestimmungsort zu lesen.

Zuwanderer und nachwachsende Generationen, denen die Erfahrung des Holocaust immer ferner rückt.

Es sind nicht ausschließlich jüdische Architekten, die an dieser Entwicklung teilhaben: Wenn davon auszugehen ist, dass in Deutschland in den vergangenen 60 Jahren über 100 Synagogen bzw. andere jüdische Gemeindebauten entstanden sind¹³, so steht beispielhaft für die neuere Entwicklung auch der Werdegang des Architektenbüros von Wandel/Hoefler/Lorch, dessen jüngster Entwurf eines jüdischen Museums als integrativer Bestandteil der archäologischen Zone der Stadt Köln derzeit immer noch diskutiert wird¹⁴. Ihm vorausgegangen waren der mehrfach ausgezeichnete Bau der Münchner Hauptsynagoge Ohel Jakob (2004–2006) am Jakobsplatz und die schon 2001 auf einem schmalen Grundstück sich in Schichten schraubenförmig nach oben drehende Dresdener Synagoge (1997–2001, Wandel Hoefler Lorch+Hirsch) mit benachbartem jüdischen Gemeindezentrum. Das Büro ist deutschlandweit wohl inzwischen dasjenige, das sich am längsten und intensivsten mit der Erinnerung an den Holocaust auseinandergesetzt hat: Zu seinen Arbeiten zählen u.a. die in den 1990er Jahren entstandenen Mahnmale für den Frankfurter Börneplatz (1995), den Ort des ehemaligen Ghettos,¹⁵ und für das „Gleis 17“ am zeitweiligen Deportationsbahnhof in Berlin-Grunewald (1998, Abb. 4). Beide Arbeiten widmen sich ausdrücklich dem Auslöschen der während des Dritten Reiches verfolgten Juden und ihrer Kultur. In Dresden lokalisierte man die Synagoge zudem – wie ein Gesamtplan zeigt – auf dem Baugrund der in der Reichspogromnacht zerstörten Synagoge Gottfried Sempers, die dieser 1838 ein Jahr nach der gesetzlichen Emanzipation der sächsischen Juden als tempelartigen Zentralraum mit Kuppel und orientalisiertem Innenraum errichtet hatte.¹⁶

Die aufgeführten Projekte belegen, dass das Thema „Erinnerung und Verlust“ und die Auseinandersetzung mit dem „Gedächtnis des Ortes“ heute eng aufeinander bezogen sind. Sie reagieren damit auf die Situation des nachkriegsbeding-

13 So die Einleitung von Knufinke, Ulrich: Synagogenarchitektur in Deutschland seit 1945. S. 1. (Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, <http://www.bet-tfila.org> (9.9.2014) zitiert nach <http://www.zentralratdjuden.de/de/topic/383.synagogen.html> (1.10.2014).

14 Kölner Stadt-Anzeiger 16.6.2013.

15 Gedenkstätte am Neuen Börneplatz für die von Nationalsozialisten vernichtete dritte jüdische Gemeinde in Frankfurt am Main. Hrsg. vom Amt für Wissenschaft und Kunst, Stadt Frankfurt am Main. Redaktion: Klaus Klemp. Sigmaringen 1996.

16 Die Architekturgeschichte hat wiederholt bedauert, dass Gottfried Semper keine Skizzen seines Dresdner Synagogenbaus hinterlassen hat und es auch keine schriftlichen Zeugnisse von ihm zu diesem Thema und Sempers Einwilligung gibt, ein „fremdes“ Gotteshaus zu bauen. 1849 wurde Semper dank der Empfehlung des Dresdner Bankiers Oppenheim außerdem zu einem Wettbewerb der jüdischen Gemeinde in Paris eingeladen. Eine Zeichnung der Perspektivkonstruktion der Eingangspartie hat sich erhalten, doch zerschlug sich das Pariser Bauvorhaben.

ten Wiederaufbaus, der diese Thematik weitgehend verdrängt hatte, wie z.B. die lokalgeschichtlichen Studien über „Synagogen in Hessen. Was geschah seit 1945?“ (1988)¹⁷ oder die kürzlich vom Moses Mendelssohn Zentrum unter Elke-Vera Kotowski kuratierte Wanderausstellung zur systematischen Erforschung der 1938 gewaltsam zerstörten „Synagogen in Brandenburg“ (2012) zeigten.

Parallel zum Bau des Münchner Synagogenensembles hat 2004 eine durch Edward van Voolen, dem Direktor des Jüdischen Museums Amsterdam, in Zusammenarbeit mit Angeli Sachs initiierte und kuratierte Wanderausstellung unter dem Motto „Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur“ einen Überblick über 16 der neuen jüdischen Erinnerungsbauten und ihr kulturelles Umfeld gegeben¹⁸. Der Ort Amsterdam war nicht zufällig gewählt: Seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert – also mit dem Beginn des Goldenen Zeitalters Hollands – hatten sich selbstbewusste portugiesische und aschkenasische Gemeinden in Amsterdam gebildet, die Amsterdam jiddisch als „Mokum“ (von dem hebr. Wort Makom = Ort) verstanden, zum Zeichen dafür, dass sie sich in dieser Stadt „zu Hause“ fühlten. Unter der Fragestellung: „Kann Architektur der jüdischen Identität Form verleihen?“ wurden einige der hier bereits vorgestellten und schon kanonisch gewordenen Gebäude (von D. Libeskind, M. Botta, Frank O. Gehry, A. Krischanitz, Z. Hecker, A. Mansfeld, M. Safdie, Wandel/Hoefler/Lorch u.a.) in Osnabrück, Warschau, Berlin, Wien, München und London gezeigt.

Die Ausstellung weitete den Blick dadurch, dass sie eine transkulturelle, von Israel über die USA, Österreich und Deutschland reichende, an Projekten und Akteuren orientierte Perspektive bot. Jüdische Identität wurde hier nicht allein über historische Fakten wie die Diaspora und die europaweite jüdische Emanzipationsbewegung bis zum Holocaust dokumentiert, sondern vielmehr über pluriverse Bauten namhafter Architekten und ihren Versuch, das nicht Darstellbare festzuhalten; von dem ehemals verbindlichen, auf dem jüdischen Festkalender beruhenden Zeitbegriff stetiger Wiederholung wurde – im Rückgriff auf den jüdi-

17 Altaras, Thea: Synagogen in Hessen – Was geschah seit 1945? Königstein im Taunus 1988. Es handelt sich um eine reflektierende Dokumentation von 221 hessischen Orten, deren Synagogenbauten die Pogromnacht 1938 und den Zweiten Weltkrieg überstanden. Die Autorin weist nach, dass 40 % der hessischen Synagogen in der Pogromnacht zerstört wurden, 16 % von ihnen wurden allerdings erst nach 1945 abgerissen, S. 6. Der Band enthält 223 architektonische Beschreibungen und Bauhistorien.

18 Jewish Identity in Contemporary Architecture. Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur. Hrsg. von Angeli Sachs u. Edward van Voolen. Essays by Samuel D. Gruber, Michael Levin, Edward van Voolen, James E. Young and Contributions by Aaron Betsky u.a. München, Berlin, London, New York 2004; Gruber, Ruth Ellen: Virtually Jewish. Reinventing Jewish Culture in Europe. Berkeley 2002 konnte ich leider nicht mehr berücksichtigen.

schen Historiker Yosef Hayim Yerushalmi¹⁹ – der Übergang zur modernen säkularen Zeitvorstellung betont²⁰ und mit ihm: die *Verwandlung von Zeit zum symbolhaltigen Raum*, sei es in Museum, Synagoge oder Schule.

Behutsam ging es den Kuratoren darum, neue Identifikationsorte zu markieren und Distanzen zur Vergangenheit nicht zu verdecken. Dennoch mag sich die Frage aufdrängen: Lässt sich die *Differenz dieser neuen selbstbewussten jüdischen Identitätskonstruktion* auf dem Gebiet der Architektur gegenüber der früheren genauer beschreiben?²¹ Wie ist es z.B. zu erklären, dass ein Autor wie Samuel D. Gruber, den dynamischen Charakter des modernen Judentums betonend, 2004 schreibt: „Es gibt viele jüdische Architekten, aber im Prinzip keine ‚jüdische Architektur‘“, um dann auf die Frage: „Bringen jüdische Architekten etwas Besonderes in die Architektur oder auch von anderen Gebäuden ein?“, selbst die Antwort zu geben: „Als Gruppe, nein“?²²

Die Frage nach dem genuin jüdischen Bauen ist nicht neu: „Jüdische Architektur: das ist eine schwierige Wortverbindung“, stellte bereits 1971 der in Berlin geborene deutsch-jüdische Architekturhistoriker Julius Posener fest.²³ Der von

19 In: Zakhor. Jewish History and Jewish Memory. University of Washington Press 1982 (dt. Berlin 1982) war Yerushalmi der Dynamik der biblischen Aufforderung des Erinnerns und ihrer Funktionsweise nachgegangen. Zu Y.H. Yerushalmis Beziehung zu Deutschland s. Brenner, Michael: Yerushalmi en Allemagne – L'Allemagne en Yerushalmi. In: L'histoire et la mémoire de l'histoire. Hommage à Yosef Hahim Yerushalmi. Hrsg. von S.A. Goldberg. Paris 2012. S. 107–115. Über Werdegang und Werk des großen 2009 verstorbenen jüdischen Historikers s. die Gesprächsreihe: Yerushalmi, Yosef Hayim: Transmettre l'histoire juive. Entretiens avec Sylvie Anne Goldberg. Paris 2012.

20 S. Voolen, Edward van: From Time to Place. Shaping Memory in Judaism. In: Sachs u. van Voolen (Hrsg.): Identity (wie Anm. 18). S. 12–20.

21 Die Architektur bietet sich offenkundig besonders an, um jüdische Identitätsfragen zu thematisieren. Aus diesem Grunde hat sich die neuere Bauforschung für eine pragmatische Definition entschieden: Jüdische Architektur ist das, was von Juden oder für Juden geplant oder errichtet worden ist; so lautet beispielsweise die Arbeitshypothese des laufenden DFG-Projekts „Bauten jüdischer Gemeinschaften in Berlin bis 1945“. Verantwortliche und Mitarbeiter dieses Projekts stammen aus drei beteiligten Institutionen: der Bet Tfila an der TU Braunschweig, dem Center for Jewish Art der Hebrew University of Jerusalem und der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum. Das Centrum Judaicum in der Oranienburger Straße war am 12.6.2008 auch Tagungsort eines öffentlichen Seminars, s. den Sammelband: Beiträge zur jüdischen Architektur in Berlin. Hrsg. von von Aliza Cohen-Mushlin, Hermann Simon u. Harmen H. Thies. Petersberg 2009. Die laufende Schriftenreihe der Bet-Tfila-Publikationen ist dem Internet zu entnehmen, vgl. Anm. 13.

22 Gruber, Samuel D.: Jewish Identity and Modern Synagogue Architecture. In: Jewish Identity in Contemporary Architecture (wie Anm. 18). S. 21.

23 Posener, Julius: Jüdische Architekten in Berlin, in: Leistung und Schicksal. 300 Jahre Jüdische Gemeinde zu Berlin. Ausstellung im Berlin Museum vom 10.9. bis 10.11.1971. Berlin 1971. S. 64–67. Die Ausstellung unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten Dr. Gustav Heine-

den Nationalsozialisten verfolgte Posener (1904–1996) – Hans Poelzig und Heinrich Tessenow waren seine Lehrer gewesen, das Berliner Büro Erich Mendelsohns, später Mendelsohns Windmühle in Rehavia bildeten nur Etappen seines zwischen vielen Schauplätzen wechselnden Lebens – konnte aus dem Innern der Zunft, nicht nur als Historiker urteilen, weshalb seine Stimme besonderes Gewicht erhielt. Posener, der die Problematik jüdischer Baugeschichte im Fokus der Katastrophe von 1933 erlebt hatte, konstatierte ebenfalls:

es gibt nichts spezifisch Jüdisches in der Architektur der jüdischen Architekten: oder, wenn es dergleichen geben sollte, so kann man es nicht in Worte fassen. Sie sind nicht besonders revolutionär, noch sind sie besonders konservativ. Sie sind ebenso konstruktiv gesonnen, ebenso der Dekoration zugewandt, ebenso sachlich, ebenso phantastisch wie ihre Zeitgenossen. Wenn man etwas sagen kann, so ist es [...] dies: dass es unter den, im Anfang [...] verhältnismäßig wenigen, die diese Laufbahn ergriffen, eine bemerkenswert große Anzahl Künstlerpersönlichkeiten gegeben hat.²⁴

Noch vor der gewaltsamen Beendigung der Wirkungsmöglichkeiten jüdischer Architekten im Jahre 1933 und seiner Emigration nach Paris hatte Posener begonnen, in der französischen Avantgardezeitschrift *L'Architecture d'aujourd'hui* zu publizieren. Neben dem Aufbau seiner architektur-schriftstellerischen Existenz in Paris ging es Posener darum, einer internationalen Öffentlichkeit deutschsprachige jüdische Künstler auf dem Gebiet der modernen Architektur vorzustellen: Erich Mendelsohn (1887–1953), Alfred Gellhorn (1885–1972), Richard J. Neutra (1892–1970), Walter Segal (1907–1985), Ernö Goldfinger (1902–1987) und Marcel Breuer (1902–1981) sind nur einige der von ihm vorgestellten Persönlichkeiten,

mann widmete sich unter anderem der Frage der Künste im Leben der jüdischen Gemeinde. Von Julius Posener existieren zwei Autobiographien: Posener, Julius: Fast so alt wie das Jahrhundert. Eine Autobiographie als Epochengemälde. Vom späten Kaiserreich über die kurzen Jahre der Republik in die Zeit des wechselvollen Exils. Am Ende die Heimkehr in das neue Berlin. Berlin 1990, ergänzt durch: Posener, Julius: In Deutschland 1945–1946. Berlin 2001 und sein posthum erschienenenes Buch: Posener, Julius: Heimliche Erinnerungen. In Deutschland 1904–1933. Berlin 2004; Sein Hauptwerk: Posener, Julius: Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur. Das Zeitalter Wilhelms II. 1890–1918. München 1979 (2. Aufl. 1995) enthält zahlreiche Hinweise auf die Mitwirkung jüdischer Auftraggeber im Städtebau. Der Nachlass des 1996 verstorbenen Julius Posener befindet sich heute in der Akademie der Künste Berlin.

24 Posener: Jüdische Architekten (wie Anm. 23). S. 64. Posener zeichnet eine Traditionslinie in der Berliner Baukunst nach, die von dem Schinkel verpflichteten Friedrich Hitzig über den von der Jüdischen Gemeinde beauftragten nichtjüdischen Baumeister der Synagoge in der Oranienburger Straße, Eduard Knoblauch, bis zu dem Neuerer Alfred Messel mit seiner Pfeiler- und Glasarchitektur und Namen wie Alfred Breslauer und Oskar Kaufmann reicht. Posener erinnert in diesem Aufsatz auch an die städtebauliche Bedeutung jüdischer Bauherren, ein bis heute zu wenig beachtetes Thema.

deren Mitwirkung an der ersten künstlerischen Moderne schon damals eine breitere Resonanz fanden.²⁵

Als Historiker sah Posener das strukturelle Hindernis für eine selbstständige „jüdische“ Architekturentwicklung weniger in internen religiösen Gründen (so wie etwa das jüdische Bilderverbot die Ausbildung der visuellen Künste erschwert und verzögert hatte), sondern in der von der Mehrheitsgesellschaft auferlegten Schranke, handwerklich tätig zu sein:

Wir können nicht sicher sein, wer die großen Synagogen in Deutschland, Holland und Polen wirklich gebaut hat: es ist nicht gesagt, dass es Juden gewesen sind; und andere bedeutende Aufträge, als den für das Gotteshaus hätte ein jüdischer Baumeister innerhalb der Gemeinde kaum finden können (und außerhalb der Gemeinde gewiß nicht).²⁶

Und er folgert daraus: „Kein Zweifel: der jüdische Architekt übt eine Tätigkeit aus, für die ihm historisch-soziologisch die Voraussetzungen fehlen. Das hat ihn von Anfang an nicht daran gehindert, sie als Meister auszuüben.“²⁷ Das von Posener hier nur angedeutete *Spannungsverhältnis zwischen der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft und ihrem Umgang mit der jüdischen Minderheit* durchzieht nicht nur die religiöse Geschichte des Judentums, sondern auch seine Baugeschichte,

25 S. die Bibliographie in: Posener, Julius: Was Architektur sein kann. Neuere Aufsätze. Basel, Berlin, Boston 1995. S. 233–249. Die 2008 verstorbene Myra Warhaftig galt als Expertin auf diesem Gebiet. Sie gründete auch den Verein *Gesellschaft zur Erforschung des Lebens und Wirkens deutschsprachiger jüdischer Architekten e.V.*, der bis heute über die von der Reichskulturkammer ausgeschlossenen Architekten forscht und über ein einmaliges Fotoarchiv auf der Basis von Familiennachlässen verfügt; s. Warhaftig, Myra: Deutsche jüdische Architekten vor und nach 1933 Das Lexikon. 500 Biographien. Berlin 2005.

26 Posener: Jüdische Architekten (wie Anm. 23). S. 64; dieser Aspekt ist inzwischen detaillierter untersucht worden, s. Krinsky, Carol Herselle: Europas Synagogen. Wiesbaden 1985. S. 48: „Einflussreiche Personen und später die Zünfte kontrollierten die Ausbildung und Tätigkeit vieler Handwerker. Da Juden häufig nur Geldgeschäfte abwickeln und Waren aus zweiter Hand verkaufen durften, konnten sie im Allgemeinen weder bauen noch ihre eigenen Synagogen errichten. [...] Auch wenn uns die Beweise fehlen, dass Juden Synagogen entworfen und gebaut haben, so hat es im 15. Jahrhundert in Prag, Palermo und Krakau Zimmerleute gegeben, die Juden waren. Anscheinend gab es im 14. Jahrhundert in Nürnberg jüdische Maurer, denn im Jahre 1338 wird in den Aufzeichnungen ein gewisser Joseph als Maurer erwähnt. Im folgenden Jahrhundert wurde aber in dieser Stadt durch einen Erlaß allen Juden verboten, Bauarbeiten für Christen auszuführen [...] An anderen Orten sind jedoch einige wenige Juden als Erbauer von Synagogen belegt.“ Zu den spezifisch jüdischen Bauaufgaben gehören seit jeher dreierlei: die Synagoge als Versammlungsort der Frommen und als Schule, das Ritualbad Mikwe und der Friedhof. Im Rahmen dieses Beitrags musste ich mich auf das Thema der identitätsstiftenden Rolle der Synagoge beschränken.

27 Posener: Jüdische Architekten (wie Anm. 23). S. 64.

womit wir zu den anfangs erwähnten gesellschaftlichen Zuschreibungen an die Architektur zurückgekehrt sind. Unhintergebar für jede Betrachtung jüdischer Baugeschichte in Deutschland ist eine Haltung, die sich der Dogmatik mentaler Grenzziehungen verweigert. Der Architekturhistoriker Dieter Bartetzko hat deshalb – bezogen auf das Jahr 1933 und die Zerstörung von 412 Synagogen in der Reichspogromnacht – die selbstkritische Einsicht in den „freiwilligen, kontrollierten Somnambulismus“ der Mehrheitsgesellschaft gefordert:

materielle und ideelle Tilgung der Synagogen sind hauptverantwortlich dafür zu nennen, dass nach 1945 die Synagoge in der deutschsprachigen Kunst- und Architekturgeschichte lange Zeit nicht existent war. 12 Jahre diktieren und 30 Jahre freiwilligen Vergessens spiegeln sich im vorgeblich objektiven Bereich der (Kunst-)Wissenschaft als unwillentliches Unterschlagen einer Baukunst-Gattung, die fast 900 Jahre hindurch einen, wenn auch (zwangsläufig) untergeordneten, so doch festen Platz in der Architektur Deutschlands innehatte.²⁸

Bartetzkos Verdienst ist es, der Geschichte der Synagogen in enger Beziehung zu den Werturteilen und Verdrängungen der Mehrheitsgesellschaft nachgegangen zu sein. So zeigt er, dass in der lange dominierenden deutschen Kunstgeschichtsschreibung der Beitrag der Juden zur Baukunst mit der Zerstörung des Zweiten Tempels endete und die späteren antiken Synagogen als bloße Nachahmungsarchitektur aufgefasst wurden. Doch die archäologischen Befunde in Palästina seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert mit ihren seitdem ausgegrabenen Synagogen weisen in eine andere Richtung und zeigen beispielsweise in Tell Hum (Kapernaum) und Kefr Birim, dass sie von selbstbewussten jüdischen Auftraggebern stammten, die sich in der Wahl von Material und Dekoration in freier Form an den kaiserzeitlichen Repräsentationsbauten orientierten.²⁹

Wer sich adäquat mit der Frage nach den genuinen Ursprüngen jüdischer Gemeindearchitektur auseinandersetzen will, wird sich der ganzen Komplexität ihrer Geschichte seit der ausgehenden Antike und ihrer immer noch virulenten Fragen (so z.B. derjenigen, ob in antiken Synagoge wie in Hammam Lif, unweit des ehemaligen Karthago, ein *möglicherweise gemeinsamer Gottesdienst von Juden und Christen* während der ersten zwei Jahrhunderte u. Z. stattgefunden hat oder ob man sich die Räume teilte³⁰), bis zu den späteren mittelalterlichen dia-

28 Bartetzko, Dieter: Eine verschollene Architektur. Über Synagogen in Deutschland. Frankfurt a.M. 1988. S. 15.

29 Bartetzko: Eine verschollene Architektur (wie Anm. 28). S. 24ff.

30 Bartetzko verweist auf eine in Hammam Lif aufgefundene Symbolik, die neben den klar identifizierbaren Motiven der jüdischen Religion wie Schofarhorn, Feststrauß und siebenarmigem Leuchter mit einer Darstellung zweier eine Fontäne rahmende Pfauen ein Tiermotiv aufgreift,

sporadischen *Verflechtungen von Bauwillen und Bauzwängen* stellen müssen. Fest steht, dass sich schon in der Grundgestalt der antiken Synagoge jenes Charakteristikum findet, „das sie im mittelalterlichen Deutschland zum identitätsstiftenden und -bewahrenden Mittelpunkt der Gemeinden werden ließ: die Eigenschaft, gleichermaßen weltliches wie religiöses Zentrum des öffentlichen Lebens zu sein und damit als (Sakral-)Architektur das Wetteifern“ mit den Gebäuden „anderer Religionen zwar nicht auszuschließen, aber doch [ein Stück weit, C.H.] überflüssig zu machen.“³¹

Bartetzkos Bemerkungen über die identitätsstiftenden Merkmale dieser jüdischen Frühphase, die – im Konkurrenzverhältnis der Religionen – bis 550 u. Z. die Grundgebete ihres Gottesdienstes kanonisiert hatte, seien hier nochmals zitiert:

Was jenseits dieser Souveränität und der hervorragenden Bauleistungen fasziniert, ist die Entschiedenheit, mit der die jüdischen Gemeinden sich dem Wort, dem Diskurs zuwenden. Dies, während ringsum die Neigung zu magischen Kulturen, theatralisch-ekstatischen Ritualen und religiösen Zeremonien wächst. Während im Christentum dank hellenistisch gebildeter Gelehrter sich (trotz gelegentlicher Rückschläge) allmählich eine Kombination von magisch- (wenn auch) symbolischem Opferkult, Lehre und Gebet – und damit bildreiche Kunstformen – durchsetzt, scheint in den jüdischen Gemeinden die Hochschätzung des Wortes – des Gebets, der freien Rede, der Disputatio – fortwährend gestiegen zu sein. Sie forderte in Form nachträglicher Bilderstürme ihren Tribut von den geschmückten Synagogen. Sie befähigte aber auch die Glaubensgemeinschaft zu jener Flexibilität, alles, wie Richard Krauthheimer sagt, *Gegebene, jede(n) beliebige(n) Raum*, zur Synagoge umwandeln zu können.³²

Seit dieser Zeit waren die Gemeinden imstande, „ohne Identitätsverluste je nach Stand der Dinge hervorragende oder vollkommen unscheinbare Gotteshäuser zu errichten.“³³

Die Fakten mussten so detailliert dargestellt werden, weil der Antisemitismus des ausgehenden 19. und der sich vorbereitende Faschismus des 20. Jahrhunderts den Blick auf den baugeschichtlichen Beitrag jüdischer Gemeinden verstellt haben. Der erste Band des von Herlitz und Kirschner herausgegebenen Jüdischen Lexikons von 1927³⁴, das damals die säkulare Deutungshoheit für die zeitgemäße Neuordnung und Kanonisierung jüdischen Wissens innehatte, nahm

das jüdischen, aber auch frühchristlichen Ursprungs sein kann, so dass Unklarheit darüber besteht, ob es sich um eine Synagoge oder um eine frühchristliche Kirche handelt. Bartetzko: Eine verschollene Architektur (wie Anm. 28). S. 29.

³¹ Bartetzko: Eine verschollene Architektur (wie Anm. 28). S. 24.

³² Bartetzko: Eine verschollene Architektur (wie Anm. 28). Hervorhebung im Original. S. 31ff.

³³ Bartetzko: Eine verschollene Architektur (wie Anm. 28). S. 32.

³⁴ Jüdisches Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des Wissens in vier Bänden. Begr. von Dr. Georg von Herlitz u. Dr. Bruno Kirschner. Band 1. S. 455f. Autor des Artikels war Alfred Grotte

zwar das Stichwort „Architektur“ auf, widmete ihm jedoch nicht mehr als dreißig Zeilen, die zusätzlich eine unentschiedene Gewichtung der Fakten enthalten: „Im Gegensatz zu den übrigen Kulturvölkern des Altertums haben die J. kein Bauwerk nationaler Eigenart hinterlassen; auch ist eine solche auf künstlerischem Gebiet nicht nachweisbar.“ Wenig später heißt es:

Hellenistisch bis ins letzte Detail sind auch die antiken *Synagogen in Galiläa, die nur im Grundriß und Aufbau eine aus dem Programm entwickelte neue Form zeigen; diese wird *neuerdings* [Hervorhebg. C.H.] als Vorbild für die ältesten Kirchenbauten angesehen. Nach Hasak ist die Basilikaform der Königlichen Halle am Tempel des Herodes das Urbild des gleichnamigen Kirchenschemas.³⁵

Angesichts unseres Kenntnisstandes zu Beginn des 21. Jahrhundert lässt sich rückblickend und abschließend fragen: „Was wäre geschehen, wäre zu Zeiten der Weimarer Republik die Gewissheit – oder zumindest die Vermutung – verbreitet gewesen, dass die Baudenkmale christlicher Kultur, die Dome und Pfarrkirchen, gleichsam Filiationen, weiterentwickelte und umgeformte Abkömmlinge der spätantiken Synagogen sind beziehungsweise sein könnten? Wäre das Eintreten christlicher Institutionen in Deutschland entschiedener gewesen? Wären wenigstens einige deutsche Christen weniger anfällig gewesen für die antisemitischen Verleumdungskampagnen?“³⁶

Es bleibt als Aufgabe, neben den eben skizzierten baugeschichtlichen Feldern sakraler Art (sowie der bisher zu wenig erforschten gemeindlichen Interpretation jüdischer sakraler Bauten!³⁷) der Bedeutung der säkularen jüdischen Architektur und ihrem Beitrag zur großstädtischen kulturellen Kohäsion seit dem 19. Jahrhundert verstärkte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Julius Posener hat mit seinen Forschungen über die großen jüdischen Bauherren für die Epoche des Wilhelminismus den Anfang gesetzt.³⁸ Es gilt weiterhin, den gesellschaftsvergleichen-

aus Breslau, Verfasser einer Monographie mit dem Titel: Deutsche, böhmische und polnische Synagogentypen vom 11. bis Anfang des 19. Jahrhunderts. Berlin 1915.

35 Jüdisches Lexikon: Architektur (wie Anm. 34). Hervorhebungen im Original, wo nicht anders angegeben. – Zur neueren Diskussion s. Lichtenberger, Achim: Die Baupolitik Herodes des Großen. Wiesbaden 1999 (Abhandlungen des deutschen Palästina-Vereins 26).

36 Bartetzko: Eine verschollene Architektur (wie Anm. 28). S. 34f.

37 Als glänzende Darstellung in dieser Richtung kann gelten: Fehl, Philipp P.: The Stadtempel of the Jews of Vienna. Childhood Recollections and History. In: *Artibus et Historiae*, 17 (IX) (1988). S. 89–126; dessen dokumentarischer Anhang enthält zudem: Erste Statuten des Stadtempels und Isaak Noah Mannheimers Vorwort zu einer Sammlung von Kanzelreden (im Besitz des Stadtempels, im Jahre 1835), in welchen er in einem der Tempelarchitektur vergleichbar erhabenen Stil die Absichten und Hoffnungen der Tempelgründer erläutert.

38 Posener: Jüdische Architekten (wie Anm. 23). S. 66: „Die Zeit Wilhelms II. ist auch die Zeit der großen jüdischen Bauherren; und zwar ist es natürlich nicht so, dass Juden für Juden gebaut

den Blick zu öffnen und das Bewusstsein zu wecken für den spezifisch jüdischen städtebaulichen Beitrag zum urbanen Leben europäischer und amerikanischer Großstädte des 19. und 20. Jahrhunderts und den vielfältigen innovativen Impulsen für die heutige Welt dabei Rechnung zu tragen.³⁹

haben und Goyim für Goyim: jüdische Bauherren haben alle bedeutenden Architekten der Zeit mit Aufträgen bedacht. Man denke an Rathenau, der dadurch, dass er Peter Behrens zum Generalgestalter für die AEG bestellt hat, sich einen Platz in der Geschichte der neuen Architektur gesichert hat [...] Unter den Bauherren von Muthesius' Landhäusern sind viele jüdische Namen: Freudenberg, Bloch, Hirschowitz, Tuteur, Kuczinsky, um nur einige zu nennen.“ Vgl. Posener: Berlin (wie Anm. 23); s.a. Klemmer, Klemens: Jüdische Baumeister in Deutschland. Architekten vor der Shoah. Stuttgart 1998.

39 Bedoire, Fredric: The Jewish Contribution to Modern Architecture 1830–1930. In Zusammenarbeit mit Paideia – the European Institute for Jewish Studies in Sweden – und Kungliga Konst högskolan, Stockholm. Jersey City (N.J.) 2004.